

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 27 (1986)
Heft: 18

Artikel: So schmutzig war mein Woronesch : eine ehemalige britische Sprachstudentin meldet sich spontan
Autor: Nöthiger, Christine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1093469>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine ehemalige britische Sprachstudentin meldet sich spontan

So schmutzig war mein Woronesch

Ja, ja, die Welt ist klein. Unser Woronesch-Bericht in der vorletzten Nummer hat eine ehemalige britische Sprachstudentin und heutige ZeitBild-Leserin in der Schweiz dazu gebracht, sich ebenfalls an «ihr» Woronesch zu erinnern. Wir bringen ihre Notizen, dankbar für die grosse Bestätigung und empfänglich für die kleinen Einzelheiten, die unsere schon eingeführten Leser um so interessanter finden werden.

Mit besonderem Vergnügen las ich den Bericht des britischen Sprachstudenten. Von Mitte September bis Mitte Dezember 1980 verbrachte ich, ebenfalls als britische Austauschstudentin, drei Monate in Woronesch, auch im Studentenheim Nr. 2, mit Unterricht und Verpflegungsmöglichkeit in Nr. 4. Aufgrund der Erinnerungen, die Ihr Bericht Punkt für Punkt bei mir auslöste, habe ich einige Reminiszenzen zusammengestellt.

Zu unserer Zeit zählte Woronesch noch rund 750 000 Einwohner. Man sprach schon davon, dass es beim Erreichen der Millionengrenze eine Metro kriegen werde. Inzwischen wollte man die Stadt modernisieren und gar dem Tourismus erschliessen. Ein entsprechendes Luxushotel war nicht weit vom Kolchosmarkt in Bau.

Für den Geschmack unserer Neunergruppe waren drei Monate in dieser Provinzstadt aller-

dings schon übergenug. Es gab Kollegen, die zehn Monate bleiben «durften», nämlich eine Gruppe von zehn andern Briten und eine weitere Gruppe von neun oder zehn sonstigen Westlern. Wir bedauerten sie aufrichtig.

Dass es praktisch unmöglich war, an die dortige Mentalität heranzukommen, kann ich nur bestätigen. Als westliche Ausländer waren wir nur eine winzige Minderheit von vielleicht knapp 50 Personen, Sprachlehrer eingeschlossen. Man gaffte uns an wie Weltwunder; sogar Kleinkinder im Kinderwagen drehten sich nach uns um.

Zu Gesprächen – falls das der Ausdruck ist – mit den Einheimischen kamen wir höchstens in den Warteschlangen. Gesucht wurde der Dialog von uns ganz allein; unsere Partner machten nur widerstrebend mit. Wir waren betrübt darüber, aber unsere sowjetischen Zimmergenossen wussten uns eine eigenartige Deutung für diese Erscheinung. Man halte uns wahrscheinlich für DDR-Studenten (ihrer 200 waren im Studentenheim Nr. 6 untergebracht), und die seien bei der Bevölkerung nicht sonderlich beliebt. Nun ja, vielleicht wollte man uns auch bloss trösten.

Das grosse Beschattungserlebnis wurde uns vorenthalten. Auch unsere Gruppe machte ihren Tagesausflug ins Naturreservat, aber uns stellte man dafür eigens einen Bus zur Verfügung, und reguläre Betreuer waren zur Genüge dabei; eine KGB-Eskorte erübrigte sich also. Informativ bei jenem Anlass war für uns der Anblick der Dörfer, die wir angesichts des Strassenzustands gar nicht anders als langsam durchfahren konnten. Und es war ein elender Anblick. Die Hütten – sie waren wirklich etwas anderes als die niedlichen Vorzeigehäuschen an den viel befahrenen Touristenstrecken – schienen an diesem feuchten Herbsttag mitten im Schlamm zu stehen. Gross und klein trug Gummistiefel. Von Elektrizitätsversorgung fehlte jede Spur, von sanitären Anlagen wahrscheinlich auch. Und für meine Augen wenigstens sahen die Leute nicht sehr einnehmend aus.



Meine erste Aufnahme nach unserer Ankunft in Woronesch. In diesem Zimmer waren wir zu viert einquartiert. Beim scheinbaren Tapetenmuster im Hintergrund handelt es sich um eine Wandbemalung, die direkt auf dem Verputz aufgetragen ist.

Aber zurück zur Frage der Beschattung. Anfänglich hatten wir nicht so recht daran geglaubt, und tatsächlich glaube ich kaum, dass man unsertwegen extra Leute dazu abkommandierte. Hingegen war diese Art von Bedienung im Heim selbst inbegriffen, und zwar via Studentenrat. Wie er sonst funktionierte, weiss ich nicht, aber in dieser Beziehung tat er es wahrhaftig. Was für Schnüffelfritzen dort sassen, stellte sich bei Gelegenheit einer Befragung heraus. Sie wussten über uns ziemlich alles, was sie nichts anging. Und sie hatten sich jedes «unfreundliche» Detail aus unserm Verhalten oder unsern Äusserungen sorgsam aufnotiert, mit Angabe von Namen, Zeit und Ort.

Auch wir unternahmen regelmässig Einkaufsexpeditionen zum Kolchosmarkt. Dort waren nämlich Gemüse und Obst in geniessbarem Zustand erhältlich. Bei unserm ersten Besuch amüsierten wir uns über die Tausenden von Wassermelonen, die in grossen Drahtgeflechden aufgetürmt zu sehen waren. Natürlich wollten wir das – wie anderes dort auch – sogleich fotografieren, und auch uns wurde der Apparat fast aus den Händen gerissen.

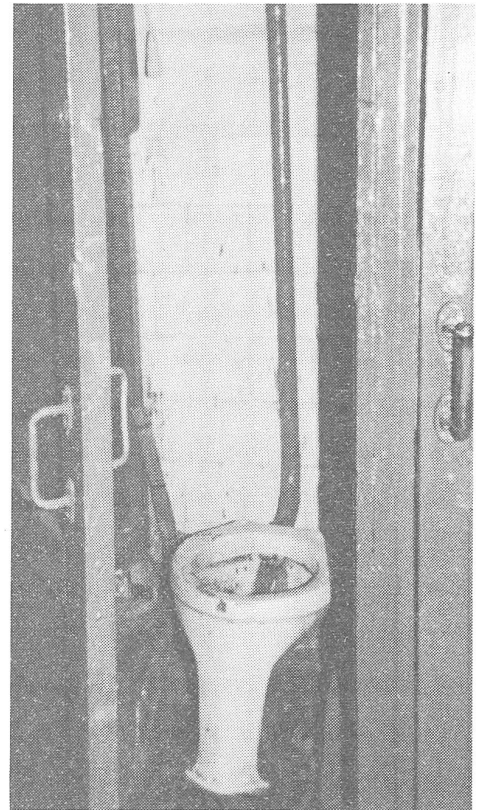
Vor unbedachtem Fotografieren hatte man uns schon vor der Abreise gewarnt. Eine Studentin sei der Spionage bezichtigt worden, weil sie bei einer Aufnahme auch die scheusslich stinkenden Abfallcontainer vom Hinterhof des Heims ins Bild genommen hatte, nach ihrer Darstellung versehentlich. Gerade dort hatten wir dann keine Schwierigkeiten. Während unserer ersten Tage im Studentenheim kam uns unge-

fähr alles bemerkenswert abscheulich und daher fotogen vor. Keiner von uns, der nicht mindestens einmal die garstigen Toiletten aufgenommen hätte oder den ungewaschenen Waschraum oder die appetitabregende Küche. Niemand suchte uns daran zu hindern.

Ich kann nur bestätigen, was mein Nachfolger über das Mützentragen im kalendarischen Winter gesagt hat. Uns wurden die vielen Ermahnungen so lästig, dass wir uns den Pelz schliesslich nur um des lieben Friedens willen aufsetzten. Die grosse Häufung an Belehrung stand allerdings im Zusammenhang mit der Hausordnung. Wir haben zum Beispiel nie begriffen, warum es der Bewilligung des Kommandanten (Heimvorstehers) bedurfte, um im gleichen Zimmer das Bett zu tauschen. Und wenn man gar einmal im Heim kochen oder waschen wollte, türmten sich die reglementarischen Schwierigkeiten zu unvorstellbaren Höhen auf.

Ich war überrascht, von einer im Bau befindlichen Mensa im Studentenheim Nr. 2 zu lesen; ich kann mir nicht vorstellen, wo sie dort Platz finden sollte. Und meiner Ansicht nach wäre sie dort überdies für phlegmatische Naturen geradezu gefährlich. Wenn man im gleichen Gebäude schlafen und essen kann, entfällt angesichts der sonstigen Attraktivität des Woronescher Aussenlebens der Hauptanreiz, das Haus überhaupt zu verlassen.

Fortsetzung auf Seite 10



Ein Sujet, das alle Mitglieder unserer Gruppe haben aufnehmen können: Das stille Örtchen. Auf den Ziegelblöcken links und rechts der Schüssel steht man. Die Türe ist nicht abschliessbar, aber man kann sie am Innengriff festhalten, um zu zeigen, dass «es» besetzt ist.



Links: Hier stehe ich vor dem Studentenheim Nr. 2, geschmückt für den Revolutionstag. Alle Heime stehen isoliert, und nachtsüber wird das Gelände mit Hilfe von Scheinwerfern kontrolliert. Dann laufen auch kleine kläffende Hunde umher, die allerdings als Wachhunde untauglich wären, weil sie für nichts und wieder nichts angeben. Oben: die Marschkolonne unserer Universität am gleichen 8. November beim Festumzug. Weil ich vorausgeeilt war, um dieses Bild aufzunehmen, wurde ich unter die Elektrizitätswerkarbeiter strafversetzt.

Woronesch

Fortsetzung von Seite 9

Zu unserer Zeit jedenfalls gab es nur die Mensa im Heim Nr. 4. Dort konnte man sich verpflegen, nur nicht gerade zu den normalen Essenszeiten, weil sich dann das Mensa-Personal verpflegte. Das Menu war verlässlich jeden Tag dasselbe und hatte auch den gleichen Geschmack, nämlich keinen. Indessen waren wir für die Möglichkeit doch dankbar, wenn unser persönlicher Proviant alle war. Besser betuchte Studenten suchten jeweils das Bahnhofbuffet auf oder ein Hotelrestaurant.

Ich frage mich, was aus den neuen Studentenheimen am Stadtrand geworden ist. Sie waren 1980 einerseits fertiggestellt und andererseits noch nicht bezugsbereit. Sind sie das am Ende noch heute?

Auf keinen Fall unerwähnt lassen möchte ich unsere beiden hauseigenen Drachen; ich habe sie in voller Lebens- und Leibesgrösse wieder-auferstehen sehen, als ich Ihren «Wachtjorsch»-Beschrieb las. Die nahmen Besuche tatsächlich todernst. Sogar wir selber mussten uns Tag für Tag neu ausweisen; betraten wir ein anderes Heim, hatten wir den Namen des zu Besuchenden anzugeben und unsere Karte (einen sowjetischen Studentenausweis) zu deponieren. Die spärlichen Besucher von aussen mussten ihren Personalausweis hinterlegen und auch noch das Wie und Warum des Besuchs angeben; das alles wurde detailliert ins Kontrollbuch eingetragen. Danach konnten sie gemeldet und in der Halle abgeholt werden. Vorausgesetzt, dass es der Wachhabenden so passte; über die Zulässigkeit eines Besuches entschied das Ungetüm nach Lust und Laune.



Unfreiwillig, aber passend unscharf nahm ich ihn ins Bild: Sergej Viktorowitsch Bjelkin. Als unser Kontaktmann zur Fakultät hatte er ein sozusagen lauschiges Pöstchen.

Ab und zu privat eingeladen war ich in Woronesch bei einer einzigen Familie, jeweils den Verhältnissen entsprechend festlich bewirtet und immer herzlich empfangen. Ich schloss besonders die Babuschka ans Herz. Sie hatte noch Erinnerungen an die vorrevolutionären Zeiten; jetzt lebte sie ganz für ihre Tochter und deren Sohn. Der damals zehnjährige Bub, hochintelligent und künstlerisch begabt, besuchte die «englische» Schule (mit englischsprachigem Unterricht) und gehörte dort zu den besten Schülern. Für mich gehörte er zu den besten Russischlehrern in Woronesch.

Noch vieles andere kommt mir zurück. Wie der Dekan und der Kommandant aus dem Häuschen gerieten, als ihnen in einem unserer Zimmer ein Plakat mit der Aufschrift «Ehre den grossen Kakerlaken» gemeldet wurde, das Werk eines regnerischen Abends. Oder was für Erfahrungen wir am Umzug der Revolutionsfeier machten. Man holte zwei Studentinnen heraus, weil sie «Arbeitskleidung» (wattierte, warme Jacken) trugen; zwei andere wurden angeherrscht, weil sie über irgend etwas lachten, und ich selber wurde sozusagen strafversetzt. Ich war ein bisschen vorgeeilt, um den Universitätsteil des Umzugs zu fotografieren, und schon packte mich ein Ordnungshüter grob am Arm und reihte mich in die Gruppe davor ein. Den Rest der Route absolvierte ich, von grimmigen Gesichtern umgeben, als Teil der Elektrizitätswerkbelegschaft.

Auf mehrfache Klagen von uns hin kam eines Tages unser britischer Kulturattaché von Moskau her angereist. Er hatte zehn Tage vorher die Bewilligung und ein Visum einholen müssen. Unter anderm wollten wir ihm unser Waschbecken (eines von fünf für rund 80 Personen) ohne Wasserhahn zeigen. Und siehe: da prangte ein funkelneuer Wasserhahn. Leider nicht für lange; am nächsten Tag schon war er wieder verschwunden. Im Waschraum gab es übrigens nur kaltes Wasser; sandiges Warmwasser war ausschliesslich in der Küche zu haben.

Dann wollten wir unserm Attaché die Fliegen-schwärme in unserm Duschaum vorführen, der uns regelmässig den Magen umdrehte. Da hiess es, der Raum sei heute ausnahmsweise geschlossen. Indessen überliess man uns später den Schlüssel doch, und wir betraten den Raum; er war frisch geputzt und fliegenfrei. Aber wenigstens müsse er sich unsere grausliche Küche ansehen, sagten wir unserm Vertreter. Und dort stand dann tatsächlich erstmals ein sauberer Tisch, wenn auch kein neuer.

Fragwürdiges Woronesch wahrhaftig. Hatte Larissa wirklich nur das eine Paar Unterhosen, das sie wöchentlich wusch, oder handelte es sich bloss um das einzige Paar, das sich beim Trocknen zum öffentlichen Vorzeigen eignete?

Lesen unsere Drachen immer noch die Postkarten und Telegramme, bevor sie sie weiterleiten?

Und jener winzige Mann, der täglich die Toiletten deblockierte und sich besetztenfalls in

seiner Arbeit nicht stören liess (es gab keine abschliessbaren Türen), tut er das noch immer?

Ist Sergej immer noch die rechte Hand des Dekans? Ist er immer noch speziell für westliche Studenten zuständig? Reist er immer noch von Zeit zu Zeit unvermittelt zu Besprechungen nach Moskau? Aber was soll's?; einen Sergej findet man ja immer.

Christine Nöthiger

Rivoli
COUVERTS
sind günstiger

4411 Seltisberg BL 061-96 95 93

Die
konservative
Zeitschrift
mit Niveau!

CRITICON

Für Geistes- Kultur, Politik, Philosophie, Medien, Geschichte, Militär

Die repräsentative konservative Zeitschrift

Aufsätze und Kommentare aus allen Bereichen des Geisteslebens (Politik, Philosophie, Medien, Geschichte, Kultur, Militär)

Erscheint zweimonatlich

Ich bestelle eine kostenlose Probenummer

Ich abonniere CRITICON (Jahrespreis 57 DM)

Criticon Verlag,
Knobelstrasse 36, 8000 München 22